

Beilage zum Hohenstein-Grustthaler Anzeiger

Tageblatt.

Nr. 125.

Dienstag, den 3. Juni 1913.

40. Jahrgang

Im Labyrinth des Lebens.

Roman von M. Knechtel-Schönan.

8. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Auch Signes Briefe werden immer seltener und kühler. Sie kann ihm nicht vergessen, daß er das Weihnachtsfest fern von ihr verlebt hat, das ihn bisher immer, wo er auch wollte, nach Romsdal zu Onkel und Cousine gezogen hatte.

Seit Wochen hat Cedrik weder von ihr noch von dem Onkel Nachricht und er kann sich der Furcht nicht erwehren, daß letzterer Erkundigungen nach ihm eingezogen und von seiner Ehe gehört habe. Voll ängstlicher Spannung sieht er dem nächsten Quartalsersten entgegen und die Frage, ob Onkel Harald die Vierteljahrrente wie bisher schicken wird, peinigt ihn unäglich. Was soll werden, wenn er ihn im Stich läßt und sich im Zorn von ihm abwendet?

Aus diesem Grunde arbeitet er auch so rastlos und hat mehrere schöne Landschaftsbilder, zu denen ihn die herrliche Umgegend Florenz angeregt, geschaffen und sie einer Kunsthandlung in München zum Verkauf übergeben. Aber trotzdem sie ziemlich rasch und leidlich gut verkauft wurden, fühlt er doch, daß Meister Salvini recht hat, wenn er behauptet, sein Talent sei mehr für das Porträt geeignet und nur auf diesem Gebiete werde er Großes leisten.

Der Meister begreift sein Bögen nicht, diese Seite seines Talents auszubilden. Er ahnt ja nicht, daß die fast wahnwitzige Eifersucht Gabrielens der Grund ist, der den jungen Mann hindert. Ihr ist die ganze Malerei ein Dorn im Auge und erst nach heftigen Kämpfen hat sie sich darein gefunden, sie als ein durchaus notwendiges Uebel zu betrachten und duldsam hinzunehmen. Aber mit Händen und Füßen wehrt sie sich dagegen, daß Cedrik das Porträtfach erwählt.

Die Angst, ihn zu verlieren, ist zu groß und ihre Mißtrauen und ihre Eifersucht lassen sie in jedem schönen, weiblichen Modell eine gefährliche Nebenbuhlerin ahnen. Seufzend hat sich Cedrik gefügt und bisher nur Kinder, Fischernaben und Männer gemalt, die in Italien, dem Lande der Schönheit, ja reichlich genug in prächtigen Exemplaren zu finden sind.

Nun hat er aber hier in Torbole in der kleinen Schenke, aus der das junge Ehepaar seine Mittagsmahlzeiten geliefert erhält, in der glutäugigen Wirtstochter Giovanna ein Modell entdeckt, das sein Künstlerauge entzückt und den Wunsch, es auf die Leinwand zu zaubern, immer mehr steigert.

Gabriele ist außer sich darüber, muß aber diesmal nachgeben, zumal Cedrik verspricht, daß die Sitzungen nur in ihrer Gegenwart stattfinden sollen. Dieses Zugeständnis hätte eigentlich ihr Mißtrauen beseitigen müssen, aber es verringerte keineswegs die Eifersuchtswunden, die sie empfindet, wenn Cedriks leuchtende Blicke, aus denen nur zu deutlich sein Entzücken, seine Bewunderung für das schöne Mädchen spricht, an seinem Modell heften, oder wenn seine Hand das blaue Haar tiefer in die Stirn der Schönen zieht und die Falten des farbenprächtigen Wulstluches malerischer um die stolze Wüste ordnet.

Auch heute hat sie wieder unäglich bei der Sitzung gelitten, zumal es ihr erscheinen wollte, als ob die schwarzen Augen des Mädchens allzu oft die ihres Gatten gesucht und sie selbst mit einem Ausdruck von Spott und Schadenfreude gestreift hätten. Das kokette Geschöpf mag wohl gemerkt haben, mit welchem heimlichen Grimm die blasse Frau des Künstlers diese Sitzung duldet und im Bewußtsein ihrer Schönheit triumphiert sie über die Eifersüchtige.

Auch Cedrik hat Delias tiefe Verstimmung bemerkt und so sehr ihn diese kindische Eifer-

sucht ärgert, so sehr bedauert er seine Frau, ob ihres unbezähmbaren Temperamentes.

Zärtlicher als seit langem versucht er, sie heute aus ihrer trüben Stimmung herauszureißen.

„Komm Liebchen, laß uns einen kleinen Streifzug am Seeufer hin unternehmen,“ ruft er fröhlich und zieht sie von der Bank unter dem Feigenbaum in die Höhe. „Sieh, Deinen Hut und Regenschirm habe ich gleich mitgebracht. Und nun laß uns in den wonnigen Frühlingstag hineinwandern. Ich sehne mich nach einem Gang ins Freie und nach anderen Menschen. Dieses ewige Tete a tete mit Giovanna wird mit der Zeit ermüdend, so schön sie ist, so sad ist sie auch und hinter der klassischen Stirn birgt sich ein Spaghengehirn.“

Gabriele atmet erleichtert auf, sucht aber dennoch argwöhnisch seine Augen, ob das auch seine wahre Meinung sei. Aber er läßt sie so ehrlich und offen an, daß sie ihm glauben muß. Nun wird auch ihr Gesichtsausdruck heiterer und fester drückt sie den Arm des Gatten, als sie nun am Ufer des herrlichen Sees dahinwandern.

Cedrik hat ein mähiges Marschtempo ange schlagen und es wird Gabriele schwer, mit ihm Schritt zu halten. Das Gehen fällt ihr in letzter Zeit überhaupt schwer und oft überfällt sie eine Atemnot, die sie zingt, stehen zu bleiben. So auch heute.

„Was hast Du nur?“ fragt Cedrik halb ärgerlich, halb besorgt, als sie schon zum dritten Male zurückbleibt.

„D nichts,“ erwidert sie, mühsam nach Atem ringend. „Du gehst mir ein wenig zu schnell, auch brennt die Sonne recht heiß.“

„Aber Kind, wir kriechen wie die Schnecken,“ lacht er. Doch als er sich umwendet und ihr graublaues Gesicht erblickt und ihr mühsames Atmen bemerkt, erschrickt er. „Du bist krank Gabriele und willst es mir verheim-

lichen! Gleich sagst Du mir, was Dir fehlt! Komm dort zu jener Klippe, dort wollen wir rasten. Du siehst ja entsetzlich elend aus.“

Er führt sie zu einem weit in den See vorspringenden Felsen, von wo aus man einen reizenden Blick nach dem jenseitigen Ufer genießt. Als er bemerkt, daß ihr das Hinabsinken schwer fällt, hebt er sie auf und trägt sie wie ein kleines Kind die Felsstufen hinauf. Oben läßt er sich mit ihr nieder, nimmt sie auf seinen Schoß und bettet ihr Köpfchen an seine Brust.

„So, nun ruhe Dich aus, lieb Herze, und dann lege einmal Generalbeichte ab! Willst Du?“ fragt er liebevoll und streichelt ihr schmalgewordenes Gesicht.

„Ach laß,“ wehrt sie leise ab. „Mir ist nichts.“

„Nein, so lasse ich mich heute nicht abspesen! Heute verlange ich entschieden zu wissen, was Dir fehlt. Nun? Gabriele, hast Du kein Vertrauen zu mir?“

Sie bricht in Tränen aus und birgt das Antlitz an seiner Brust. Ruhig läßt er sie gewähren, aber zwischen seinen Brauen zeigt sich wieder jenes kleine, fentrechte Fältchen, der Vorbote des Zornes.

„Nun, Gabriele!“ fragt er wieder, als sie noch immer still vor sich hin weinte.

„Sei nicht böse, Cedrik,“ sagt sie leise, „aber ich habe Heimweh!“

„Heimweh? Du? Nach wem denn sehnst Du Dich?“ fragt er in unliebsamer Ueber-raschung, und als sie nicht gleich antwortet, fügt er bitter hinzu: „Nach Deiner Tante vielleicht? Sehr schmeicheltast für mich, wenn Du Dich nach der Hölle bei ihr zurückziehst und ein recht deutlicher Beweis für das Glück, daß Du bei mir —“

(Fortsetzung folgt.)